

Das Märchen von der Treue

Autor(en): **Holzer, Marie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 6

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751330>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Das Sprechende!“, das der Buchbesitzer hinter „Mein“ (Eigen) setzt, schließt an die bekannte Tradition an: den Entleiher, der lieber behält als zurückgibt, schon im Buchzeichen zu warnen und zurecht zu weisen. Das Ex Libris hat ja auch nicht zuletzt die Mission einem den Besitz des Buches als etwas Dauerndes und Wertvolles erscheinen zu lassen; neben dem Inhalt auch die Form, die ganze äußere Haltung eines Werkes zu betonen. Man braucht noch nicht in müßigem Ästhetentum aufzugehen, um auch auf dem Gebiete der Druckwerke zu verlangen, daß wertvoller Gehalt in künstlerischer Schale geboten werde. Die Pflege des Ex Libris kann hier nur erzieherisch wirken, denn ein ausgesprochen künstlerisches Blatt wird man nicht in einen banausischen Einband, neben konventionelles Vorsatzpapier, auf einen nicht sauber und ohne feinen Takt gestalteten Spiegel der innern Deckelseite kleben wollen.

Daß der Bücherfreund gerade Blätter von der starken Rasse, aber auch von der ästhetischen Angemessenheit der Ex Libris von Mloys Balmer dauernd schätzen wird, das brauchen wir kaum noch besonders zu betonen!



Das Märchen von der Treue*

Ges gibt neben der wirklichen Welt noch eine Welt des Wahnes, mächtiger als jene, in der die meisten leben“, sagt Goethe irgendwo. In tausend Märchen sind wir eingesponnen, tausend Illusionen halten uns gefangen. Tausend Ideale und Träume umgaukeln uns, eine dunkle Sehnsucht wird uns zum Glauben an die Wirklichkeit. Dem Kind ist es das Märchenland mit den lockenden Bildern, den puzigen Zwergen, den fleißigen Heinzelmännchen, der bösen Hexe und der guten lieben Fee im schimmernden Goldgewand. Dem Jungen die Sagenwelt, die Helden und Zauberer, die mächtigen Ungeheuer, die der tapfere Ritter getötet; dem Mädchen die schöne Prin-

* Wir geben hier ohne Kommentar die Impressionen einer Frau über das viel besprochene und — wohl mit Recht — viel gescholtene Buch der Dänin Karin Michaelis „Das gefährliche Alter“ wieder.

zessin, die der mutige Prinz wachgeküßt oder erlöst aus häßlicher Verkleidung. Dem Großen ist es der Glaube an tausend Ideale, die Wünsche und Sehnsucht geboren. Und auf zerbrochenen Hoffnungen bauen wir neue Feenschlösser, auf den Trümmern des Leids neue Luftgebäude. An jede Enttäuschung knüpfen wir eine neue Hoffnung. Müssen sie knüpfen, denn das Leben lockt uns immer wieder in seinen Bann. Und der Glaube ist unausrottbar in jeglicher Gestalt. Und jenes Märchen, das zum Dogma geworden, an das wir glauben, an das wir glauben müssen, ist die Treue der Frau, die Voraussetzung unseres ganzen Familien- und Staatenwesens. Wir haben allerdings zur Sicherheit Gesetze errichtet, engmaschige Drahtgitter, und die Sitte, die stärker ist als jegliches Gesetz, hat die Untreue der Frau bestraft mit den bösesten Strafen. Und die Wissenschaft will den Beweis erbracht haben, daß die Frau von Natur aus monogam veranlagt sei. Ihrem innersten Wesen nach. Die Treue der Frau, ihre Langmut, ihre Mütterlichkeit, die sie ausfüllt bis in die letzten Poren, das war das Thema aller Familienromane vieler Jahrzehnte. Das Mädchen, das dem geliebten Manne folgt und zu ihm hält in Sturm und Wetter, Schicksalschlägen und Wirrnissen. Ihre Seele ist ruhig wie ein klarer Gebirgssee, und nur die Fluten des Meeres, die sein Schicksal verkörpern, setzen ihre Bewegung in ihr fort. Und mit demselben Glauben schließen heute täglich duzend junger Leute eine Lebensgemeinschaft, mit demselben Glauben an die Treue und Langmut der Frau, deren Ideale die gleichen bleiben, deren Wünsche mit der Ehe ihr Ziel erreicht, deren Hoffnungen im sicheren Hafen gelandet, deren Seele festverankert ist im Frieden des Heims.

Die große Liebe, die jedes Hindernis nimmt, das Frühlingsrauschen des Herzens, das keine Grenzen kennt, die rote Leidenschaft, die alles unterjocht, ist ja daneben hundertfach erzählt worden, mit zuckenden Worten, mit Purpurfarben, mit dramatischer Wucht oder mit graziös frivolem Pinsel auf dem fahlen Grund von Oberflächlichkeit und Langeweile. Aber sie blieb die Episode, das Verhängnis, dem man nicht im Alltag begegnet, nur im Dämmerlicht dunkler Wege, die abseits von der Straße liegen. . . .

Und nun erschien dieser Tage ein Buch. Tagebuchaufzeichnungen einer Frau. „Das gefährliche Alter“, von Karin Michaelis. Eine Frau, die die vierzig überschritten und die innerhalb einer glücklichen Ehe mit der Sehnsucht ringt und ringt und sie nicht niederzwingen kann und dann in die Ein-

samkeit flüchtet, fern, fern von allen Menschen in ein verlassenes Haus am Meere, um jenen Kampf allein auszufechten im Frieden der Natur.

„Der Mensch steht allein, der Mensch ist allein. Jede Frau bewohnt ihren eigenen Weltkörper, aus Feuer gebildet, mit nur einer erhärteten Erdkruste darum. Und so wie die Sterne ihre ewigen Wege im Weltenraum wandern, einsam in dem zahllosen Gewimmel von Sternen, so geht auch jede Frau ihren einsamen Gang durchs Leben.“

„Es wäre ihr besser, mit nackten Füßen auf Glascherben zu gehen, denn der Schmerz wäre nichts gegen den, den sie empfindet, wenn sie lächelnd aus ihrer eigenen Jugend in die Verzweiflung hineingeht, die Altern und Alter heißt.“ Die Gestalt wird voller und schwerfälliger, im Gesicht ringeln sich kleine, kleine Fältchen, das Haar verbläht, der Glanz der Augen verlöscht, und doch das Herz ist jung und voller Wünsche und die Sinne heiß und voller Gier. „Niemand hat bisher jemals laut die Wahrheit ausgesprochen, daß die Frau mit jedem Jahre das vergeht — wie wenn der Sommer vergeht und die Tage länger werden — mehr und mehr Weib wird. Sie erschlappt nicht in dem, was ihr Geschlecht betrifft, sie reißt bis in den Winter hinein.“ — „Und wenn die Männer ahnten, wie es in uns Frauen aussieht, wenn wir die vierzig überschritten, sie würden uns fliehen wie die Pest oder schlagen wie tolle Hunde.“

Schopenhauer spricht in seinen Aphorismen zur Lebensweisheit von dem esprit de corps, der instinktiv in allen Frauen lebt und jede, die die Satzungen, die die andern aufgestellt, um ihr Wohl zu sichern, verrät, wird aus jenem Urgefühl heraus unbarmherzig aus ihrer Gemeinde gestoßen. Und auch Karin Michaelis hat jenen esprit de corps verlegt, sie hat das Siegel einer Geheimschrift zerbrochen, auf das sie alle das Betschaft ihres Lächelns gedrückt. Und ein Sturm von Entrüstung und Empörung folgte dem Buch in Dänemark. Frau Michaelis schrieb an den Redakteur eines Berliner Blattes: Ich werde gebissen und zerrissen; wir sind hier gegeneinander wie Wölfe, bald bin ich ganz gestorben.

Und doch sagt sie viel Merkwürdiges, Nachdenkliches, Trauriges über die Frau, die so verschieden vom Manne ist wie der „tote Stein von der wachsenden Pflanze“.

Sie kennt keine Gesetze, keine Beschränkung, keine Grenzen, keine Scham,

keine Angst, kein Grauen, sie nimmt mutig die Laterne in die Hand und geht weit hinaus in die Nacht der Seele und horcht und horcht auf des Herzsclags Pochen, auf der Schläfen Schläge auf der Sinne krause Melodie, auf die dunklen Flammen, die aufsteigen aus dem tiefen Untergrund, aus dem schaurigen Schacht, aus der graußigen Tiefe und deren Ruf wir nicht hören wollen, nicht hören dürfen, deren Stimme Konvention und Pflicht ersticken, deren Qualm aber immer wieder emporsteigt und manche vergiftet. . . .

Wie Schatten gehen wir umher und sagen Worte, die wir nicht denken und lächeln ein Lächeln, das wir nicht fühlen, und machen Bewegungen, die uns fremd sind. . . . Wir gehen aneinander vorüber, reden aneinander vorüber und weit, weit dazwischen gähnt das Leben. Nicht nur die Geschlechter, die Generationen stehen sich wie Feinde gegenüber mit scharfgeschliffener Waffe.

Stimmungen, Wünsche tauchen auf aus dem Dunkel der Seele. . . . Der Ton eines Liedes verweht. . . . Ein Wunsch, den die Sehnsucht geboren und der nie zum Worte reifen darf. . . . Ein Gedanke, der sich festhakt im Dämmer einer Abendstunde. . . . Ein Zittern der Nerven, das durch die Nacht klingt. . . . Ein Mondenstrahl, der die Bangigkeit wachkühlt und Sterne, die wie Tränentropfen schimmern. . . .

Wie die Lüge umhergeht, im Gewand der Wahrheit uns umschleicht, uns umschmeichelt, uns verkauft, unser Innerstes verrät. . . .

Alle Kultur ist Anempfindung. Und trotzdem auf der Erde Paläste stehen und Häuser und Gärten und Wälder in stolzer Pracht und weite Straßen und helle Wege, wühlt tief drinnen im Herzen der Erde des Feuers unheimliche Giut und ab und zu bricht sie sich Bahn und verschüttet Häuser und Dörfer und Städte und dann ist es wieder ruhig und still, friedlich und warm. Eine Lawine rollt da und dort an einem sturmgepeitschten Wintertag den Berg hinab und reißt eine einsame Hütte, ein Köhlerhaus am Hange mit sich fort. Ein Meteor fällt zur Erde. Ein Beben zuckt durch einen kleinen Teil der Erde und erschüttert die Sicherheit; dann glätten sich die Wellen wieder.

Ruhig zieht die Erde ihre Bahn durch Sonnenglut, durch Finsternis, durch fahles Dämmerlicht und Abendleuchten nach ewig unabänderlichen Gesetzen.

Und auch in der Frauenbrust lebt in der Tiefe des Feuers unheimliche

Glut, die, in dunklen Stunden aufgewühlt, zum Lichte streben. „Denn die Gesellschaft zwingt sie, einen falschen Kurs zu steuern.“ Und deshalb richtet sich ihre Gewalt gegen das eigene Herz, das es versengt, und ab und zu reißt es die nächsten mit, wenn sie in starren Bahnen wandelnd nichts von dem ew'gen Fluß der Seele wissen. Eine Variation mehr jenes Penthesileawortes: Staub lieber als ein Weib sein, das nicht reizt.

Mit einem so seltsam beklommenen Gefühl las ich niemals ein Buch, mit einer Traurigkeit, die man tagelang nicht bannen kann, die sich wie schwere Gewitterwolken auf das Gemüt legen, und es wird düster und dunkel ringsum, alle Sonnenstrahlen verlöschen, die Lebensfreude wird grau und jede Hoffnung erbleicht. . . .

Nicht das Ende voller Dissonanz tut weh, daß jenes Gefühl des Freundes, der sie zehn Jahre umworben, des Mannes, der sie zwanzig Jahre geliebt, der sie nicht ziehen lassen wollte, müde eingeschlafen, als sie sie ruft in ihrer Herzensnot; daß es versunken, erstorben, das ist das Ende jeder Gasse, jeden Weges, und der Tod im Gewande des Lebens begegnet uns manchmal auf unserm Weg, streift uns, und trägt ein Teil von uns in ferne Lande. Aber jene Melodie des Kampfes, des Leides, des Wollens und nicht Könnens, das beladen sein, nicht mit Sorgen und Kummer, nicht mit Trauer und Weh, nein mit dem Jauchzen des Geschlechtes, mit der Quelle allen Glückes, mit dem Triumph der Leidenschaft, mit den lachenden Schatten der Sehnsucht, und daran sich verbluten müssen, langsam, tropfenweise ohne Hilfe, ohne Verstehen, ohne eine stützende, begreifende Hand, ohne Mitgefühl überall von Feinden umlauert, das ist grenzenlos traurig, wenn es auch nur weniger Los.

Vielleicht zeigt uns dieses Buch einen bis dahin verborgenen Winkel jener Märchenlandschaft im Mondesdunkel, die wir Frauenpsyche nennen, vielleicht fiel damit der Vorhang vor den Seelenabgründen mancher, die hinter einem Lächeln schlummern. Für mich ist es nichts als ein ferner Klang, ein weher Ton mehr in jener Melodie, die Frauenleid heißt . . . und doch will ich weiter an jenes Märchen von der Treue glauben. Marie Holzer

